

### **Wanderweg – Lebensweg**

Jens Wonneberger »Sprich oder stirb«

Mit einer sogenannten Wachkraniotomie beginnt der neue Roman von Jens Wonneberger. Dabei wird der Patient, in diesem Fall der Ich-Erzähler, vorübergehend aufgeweckt, nachdem ihm die Schädeldecke geöffnet worden ist. Er muß antworten, erzählen, während der Chirurg einen Eingriff am Gehirn vornimmt. Mit seinen Reaktionen trägt der Patient zur »Steu-

rung« der Operation bei, gibt gleichzeitig Auskunft über den Zustand bzw. Beschädigungen von Sektoren im Gehirn – ein heikler Eingriff.

Irgend etwas muß passiert sein, sonst läge der Erzähler nicht im Operationsaal. Doch was es war, erfährt der Leser zunächst nicht. Er nimmt statt dessen Teil an der Operation und der anschließenden Genesung. Viel liegen bedeutet zwar ein äußerliches (scheinbares) Untätig sein, schließt innerliche Regheit jedoch nicht aus. Der Patient emp-

findet, prüft, spürt in sich – über seine Befindlichkeit – und er denkt. Über das Jetzt und was kommt, kommen könnte, denkt Dialoge mit Menschen, die gerade nicht da sind, wie seine Frau Sabine, parallel erinnert er sich zurück, an den Beginn eines Ausfluges, einer Wanderung, oder war es eine Flucht?

*Leseprobe*

*Diesmal bin ich wenigstens auf den Test vorbereitet, weiß, dass ich nun reden muss, also sage ich, was ich mir schon im Voraus mehrfach vorgesagt habe, will*

## Jens Wonneberger »Sprich oder stirb«

*dem Arzt und seinem studentischen Gefolge jene Marterltafel beschreiben, auf die ich nach mehreren Stunden Fußmarsch gestoßen war, nachdem ich Sabine damals unserer Reisegesellschaft, die auf den Spuren Goethes unterwegs nach Italien war, überlassen und mich grußlos aus dem Staub gemacht hatte, aufgebrochen war ins Blaue, wie man sagt.*

Zunächst scheint es, als stünde mehr in Frage oder würde festgestellt, als daß es zu beschließen, zu tun oder zu ändern wäre. Da ist zum Beispiel die Beziehung zu Sabine. Seit langem kennen sie sich, respektieren sich, haben gelernt, miteinander und den »Ecken« des jeweils anderen umzugehen. »Mit dir kann man so gut schweigen« hat einmal einer zum anderen gesagt (wer es gesagt hat, ist jetzt nicht mehr sicher). Miteinander schweigen zu können, braucht viel Vertrauen – »unser Schweigen« nennt es der Ich-Erzähler –, es kann aber auch eisig werden, das Schweigen, zur Entfernung beitragen. So entstehen Fragen, die ungestellt und unbeantwortet bleiben, und (vielleicht) mit der Zeit, mit den Jahren, zu einer Distance führen, die nur noch an stummen Gesten und Andeutungen abzulesen ist.

*Manchmal, sage ich, stürzt das Wasser auch am Gegenhang aus großer Höhe im freien Fall über den nackten Fels, glänzend wie eine Goldader, die auf einem Felsvorsprung dann plötzlich zer-*

*bricht und in Splittern aufspritzt, stoßweise, als atme der Berg, oder als habe der Schwall selbst einen eigenen Puls, der im Moment des Aufschlagens erstirbt, denn nun schäumt ein Teil des Wassers auf, wird der andere zu einem feinen Nebel zerstäubt, der in ruhigen Schwaden durch das Tal zieht und in dem sich manchmal sogar ein Regenbogen zeigt. Nein, sage ich zu Krystyna, Wehovsky hat nie wie ein Wasserfall geredet, ein armseliges Rinnsteingestammel war das, mehr nicht, ein dreckiges Gossenglucksen. Was haben Sie eigentlich immer mit diesem Wehovsky?, fragt sie.*

Allmählich gewachsen, stellt sich plötzlich die Frage, ob die Distance noch eine »gesunde« ist oder schon eine Kluft, an der die Beziehung zerbrechen könnte, zerbrochen ist. Nachdenken heißt dann nicht nur, über Dinge nachzudenken, sondern auch darüber, ob man jetzt noch darüber nachdenken kann oder sollte. Für manche Themen, Kinder beispielsweise, scheint es zu spät, vielleicht rührt man besser nicht daran...

Es ist ein leiser Roman, den Jens Wonneberger geschrieben hat. So wie sein Held zunächst im Bett liegend, gebremst, gezwungen daliegt und denkt, gar nicht aktiv werden kann und es erst wieder lernen muß, ist auch der Text ein leiser, stiller, der Schritt für Schritt vorankommt. Gleichwohl tut er dies mit einer großen Dichte, die Gegenwart und Erin-

nerung verwebt.

*Es war ein wundervoller Morgen, die taunasse Wiese glitzerte wie ein See, dessen ferne Ufer sich nur manchmal blass und farblos hinter den schnell aufsteigenden Wolkenfetzen zeigten. Die ersten Schritte ging ich wie blind, vorsichtig staksend wie ein Storch, der seine Beute nicht vertreiben will, doch dann rannte ich los, rannte quer über die Wiese, und als ich mich, knietief im feuchten Gras stehend, endlich umschaute, war die Scheune plötzlich verschwunden und die dunklen Schlieren meiner Spur wurden von einer milchigen Wolke verwischt, die noch das glucksende Läuten der Kuhglocken in feierlichem Ernst mit sich in die Höhe schleifte. Doch schon wenige Augenblicke später fiel die Morgensonne wieder auf die Hütte, deren langer Schatten der fliehenden Wolke nachwuchs.*

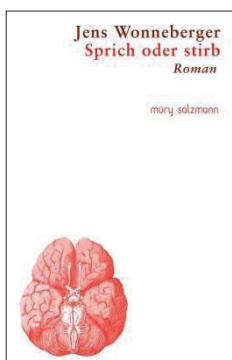
Allmählich wird klar, daß es schon vor der zwangsweisen Stagnation eine selbstgewählte gegeben haben muß, einen inneren Widerstand gegen Erwartungen und Zwänge, einfach dagegen, etwas zu tun, nur um etwas zu tun, obwohl die erzwungene oder erwartete Aktivität und Veränderung vielleicht gar nicht mehr den eigenen Bedürfnissen entspricht; oder in den Worten des Ich-Erzählers: »[...] denn es sind, dachte ich, immer die Tüchtigen, die die Welt verändern und dabei zerstören.«

Aus der scheinbaren Passivität heraus ist es der Erzähler und

# Jens Wonneberger »Sprich oder stirb« / Drei Fragen an...

Beobachter, der ohne systematisch zu analysieren erkennt und dessen Erkenntnis sich nicht nur auf die Ehefrau oder Episoden einer Wanderung, sondern auf das Personal und die Hierarchie des Krankenhauses erstrecken. Unversehens kehrt sich die Situation um, stellt der Patient die Diagnose über Ärzte und Schwestern, über deren Leben...

*Ich denke wieder an jene Nacht in den Bergen, an den Morgen, als ich aus der verlassenem Scheune ins Freie getreten war, und plötzlich ist mir klar, dass mein Verstummen nichts mit der Angst um meine Genesung zu tun hat und schon gar nichts mit dem Assistenten. Ich wusste einfach nicht, wie ich den Sternenhimmel beschreiben konnte und das Glitzern des Taus in der Morgensonne, ich habe geschwiegen, weil der Zauber zu groß für meine Worte ist. Ich wusste einfach nicht, wie ich die Schönheit erzählen soll.*



Jens Wonneberger  
»Sprich oder stirb«,  
Roman,  
müry salzmann,  
176 Seiten,  
gebundenes Buch,  
Schutzumschlag,  
19,- €

Es ist der stille, stetige Rhythmus des Wanderers, der dieses Buch prägt und den Leser mehr und mehr gefangennimmt. Schließlich kommt es nicht immer darauf an, auf Fragen Antworten zu

finden, erst recht keine »schnellen«. Vor der Antwort kommt immer erst die Frage, und die muß man sich bewußt machen.



Verlassene Scheune, Photo: Reiseblog Landlinse, © Herrad Fischer & Martin Behling

## Drei Fragen an...

Jens Wonneberger

Wolfram Quellmalz (NMB): Auch ohne Teil einer Trilogie oder Buchreihe zu sein, tauchen in voneinander unabhängigen Romanen eines Autors mitunter die gleichen Figuren auf. Manche haben eine talismanische Funktion wie die Auftritte Alfred Hitchcocks in seinen Filmen, manche werden mit Bedacht platziert, um sie später für Wiederholungen benutzen oder ihnen eine Hauptrolle geben zu können, andere sind nicht mehr als Nebenrollen. In Ihrem neuen Buch »Sprich oder stirb« zum Beispiel treffen wir die Buchhändlerin Wohlgemuth aus der »Goetheallee« wieder. Welche Beziehung haben Sie zu Ihren Figuren? Stellen Sie eine dramaturgisch begründete Personage zusammen oder entwickeln Sie auch zu den Nebenrollen eine Beziehung? Gibt es unter denen »Lieblinge«, denen Sie einen großen Auftritt gönnen würden

oder diesen gar geplant haben?

*Jens Wonneberger: Es ist ja nicht nur die Buchhändlerin, auch der Ich-Erzähler und dessen Ehefrau Sabine treten auf und führen die Handlung der »Goetheallee« weiter.*

*Die Beziehung zu den Figuren ist eine sehr enge, denn sie tragen ja nicht nur die Handlung, sondern sind auch der Schreibanlass. Dabei versuche ich, Figuren, auch Nebenfiguren, komplex darzustellen, nicht als Typen oder Schablonen, die nur dazu da sind, eine Meinung des Autors zu verkünden. Figuren entwickeln beim Schreiben ein Eigenleben und verlangen nach ihrem Recht. Wichtig ist es, Figuren, auch unangenehme, negative Figuren, nicht zu denunzieren, sondern ihre Eigenschaften und Handlungsweisen auch als Möglichkeiten des eigenen Verhaltens durchzuspielen, gerade das ist ja das Spannende am Schreiben. Sich in andere Figuren hineinzu-denken bedeutet, sich in sich selbst hineinzudenken. In diesem Sinne sind eigentlich alle Figuren auch ein Stück weit autobiographisch, auch solche, die auf den ersten Blick nichts mit dem Leben gemein haben, das ich von außen betrachtet führe. Genauso wie der Ich-Erzähler natürlich auch Eigenschaften anderer Menschen trägt.*

WQ: Es gibt viele Wege, ein Buch oder Stück zu schreiben. Einer besteht in der detaillierten Vorarbeit und Recherche, die Handlung und Ziel festsetzt und diese

später ausschmückt. Ein anderer Weg kann sein, den Roman mit einer »Keimzelle«, also Szene, zu beginnen und die Entwicklung mit dem Ausschmücken fortlaufen zu lassen, das Ziel (also Ende) nicht vorzugeben, sondern vom sich ergebenden Verlauf abhängig zu machen. Wollen Sie verraten, ob es einen Ansatz oder eine »Denkweise« gibt, die Sie favorisieren? Wieviel »Freiraum« gewähren Sie Ihren Figuren? (Werden sie selbständig, widersprechen sie manchmal?)

*JW: Ich bevorzuge eindeutig den zweiten Weg. Am Anfang steht immer eine Szene, von der aus ich den Text entwickle oder sich entwickeln lasse. Es gibt keinen Plan, keinen vorher festgelegten Plot, meist steht auch das Ende überhaupt nicht fest. Mein Schreiben ist assoziativ, ein Wort, ein Satz, eine Figur eröffnen neue Räume und bedingen oder erlauben Abschweifungen und treiben den Text so voran, manchmal in eine auch für mich überraschende Richtung. Fast alle meine Romane sind ohne Recherche geschrieben, speisen sich also ganz aus Erlebtem, Gehörtem oder Beobachtetem. Erinnerungen spielen dabei eine sehr große Rolle. Die Eingangsszene bei »Sprich oder stirb« ist insofern eine Ausnahme. Sie beschreibt eine Wachkraniotomie, eine bestimmte Operation am Gehirn, das musste natürlich recherchiert werden, aber auch da habe ich versucht, die medizinischen Fakten zu minimieren und mich auf die Auswirkungen auf*

*meine Figur zu konzentrieren. Und vor allem habe ich diese Situation, in der jemand quasi um sein Leben reden muss, nicht als medizinisches Phänomen betrachtet, sondern als Metapher für die Notwendigkeit von Literatur. Diese Eingangsszene bedingt in diesem Fall auch den Schluss, der den Kreis schließen und zum Ausgangspunkt zurückführen sollte. Alles andere dazwischen ist dann weitgehend Assoziation, folgt keinem festgelegten dramaturgischen Plan. Das Fiepen der Überwachungsapparate zum Beispiel erinnert den Erzähler an das Zeitzeichen, das er als Kind im Radio seiner Urgroßmutter gehört hat, damit sind ein Motiv und eine neue Figur eingeführt und entwickeln sich und den Text weiter.*

WQ: Beziehungen prägen unser Leben, seien sie persönlicher oder beruflicher Natur, familiäre Bindung, Gegnerschaft oder Liebesaffären. Individuelle und allgemeine, gesellschaftliche Fragen und Widersprüche kennzeichnen diese Beziehungen. In »Sprich oder stirb« setzt sich der Held über weite Strecken allein mit sich und anderen auseinander. Er beobachtet, erinnert, denkt, Dialoge mit seiner Frau oder dem Arzt spielen zunächst eine nachgeordnete Rolle. Immer wieder geht es aber um die Frage der Bindung und Zugehörigkeit, des Festhaltens und Loslassens, sowohl zwischen der Hauptperson und deren Frau, als auch im Verhältnis Individuum / Gruppe. Mehrfach nimmt der

Held, als einsamer Wanderer, seine Umgebung als Herde wahr, ob es sich nun um Maultiere, Menschen oder Häuser handelt. Findet man das Glück leichter, schätzt man es höher, wenn man es durch Alleinsein erfahren, wenn man es gesucht hat, oder liegt die Erfüllung nicht einfach in der Empfindung des Glücks?

*JW: Ich denke, dass jeder ernstzunehmende Text auch eine Auseinandersetzung des Autors mit sich selbst ist, ganz gleich, ob er diese Auseinandersetzung auch im Text mit sich selbst führt oder sie auf andere Figuren überträgt. Auch ein sogenannter Gesellschaftsroman bildet ja kaum ein objektives Spektrum ab, sondern gibt alles in der Reflexion durch den Schreibenden wieder, manchmal auch unbewusst. Und am Schreibtisch ist der Autor ohnehin allein und entwirft ein Stück Welt. Der Ich-Erzähler in »Sprich oder stirb« ist ein Schriftsteller, der durch seine Situation in der Klink völlig auf sich selbst zurückgeworfen ist. Einmal spricht er die Befürchtung aus, dass er Schönheit nicht beschreiben kann oder dem Schönen mit seinen Worten nicht gerecht wird. Man könnte für Schönheit auch Glück setzen. Glück zu beschreiben, ohne kitschig zu werden, halte ich für sehr schwierig. Das hängt sicher auch mit dem Schreibanlass zusammen, der ja oft aus Zweifeln, Verlusten oder Ängsten erwächst. Ich glaube in wirklich glücklichen Momenten muss man nicht schreiben, da braucht man nur zu genießen.*